

Wenn somit die Möglichkeit und das Recht des Laiencharismatikers und seiner sozialen Auswirkung betont wird, so ist damit nichts gesagt gegen das Ideal der lateinischen Kirche, die immer wieder nach Kräften sich bemüht, gewissermaßen beamtete Charismatiker oder charismatische Beamte zu haben, einfach ausgedrückt: den frommen Priester. Im Gegenteil: Wo Amtsvollmacht und persönliches Charisma in einer Person in einem glücklichen, nicht erzwingbaren, aber förderbaren Ereignis zusammenfallen, wo der heilige Hierarch aufsteht (es ist doch offenbar kein Zufall, daß der Confessor Pontifex ein eigenes Meßformular hat, denn ein solch glückhaftes Ereignis muß eigens gefeiert werden), wo der neue Pfingststurm schon gleich unmittelbar die amtliche Kirche bewegt, da ist ein Optimum im Ausgleich zwischen Amt und Pneuma, zwischen begnadetem Einzelnen und gesellschaftlicher Kirchenorganisation gegeben.

Einmal wird das vollendete Reich Gottes da sein. Dann wird es nur Einzelne mit je einem einmaligen Antlitz und Schicksal geben, das die ganz persönliche Liebe Gottes zum Einzelnen gefügt hat. Und diese Einmaligkeiten werden ewig sein, weil sie immer schon mehr waren als richtige Fälle des Allgemeinen. Aber die Einzelnen sind liebende Einzelne. Die Liebe aber ist das Einmaligste und das Allumfassende zumal. Und darum bilden alle diese Einmaligen die Gemeinschaft der Heiligen, das ewige Reich der Liebe Gottes, der Einer und Alles zumal ist. Und darin ist jeder gerade er, weil Er alle umfaßt. Denn die Liebe eint, indem sie freigibt und unterscheidet. Jetzt ist noch Kirche. Aber in ihr ist der künftige Aion der frei- und einsmachenden Liebe schon am Werk. Und darum gibt die sichtbare Kirche den Einzelnen frei und gewinnt der Einzelne seine freie Einzelheit, indem er in demütig-gläubiger Liebe immer aufs neue sich selbstlos hineingibt in die Kirche.

Das Leid und der Christ

Von Dr. BERTA VORBACH

Mit der Leidfähigkeit eines großen und tiefen Herzens erhebt Wiechert in seinem Roman „Die Jerominkinder“¹ die Urklage der Menschheit über das Leiden und steigert sie in der Gestalt und aus dem Munde des evangelischen Pfarrers Agricola zur schaurigen Anklage gegen den Gott, der solche Leiden mitanschauen kann. Und mit unerbittlicher Konsequenz durchgründet er die Frage nach dem Sinn des Leides und nach den Möglichkeiten seiner Überwindung. Sie ist durchgelitten mit einem edlen Herzen, das auf seiner Suche weit ausgegriffen, das sich ehrlich gemüht und viel geliebt hat und

¹ Erschienen im Zinnen-Verlag Kurt Desch, München 1945. Vgl. dazu den Beitrag „Vom einfachen Leben“ im dritten Heft dieses Jahrgangs. Der vorliegende Aufsatz ist geschrieben im Frühjahr 1946.

keine Lösung fand und nichts heimtrug von den Erkundungsfahrten seiner Liebe als die Tödlichkeit der Wunde, die Trostlosigkeit, die Ausweglosigkeit und die klare Entschlossenheit, mit der Jons Ehrenreich nun, da er die Welt nicht „bewegen“ kann, einer kleinen Ecke von ihr helfend sein Leben weihen will. Wiechert hat damit das Letzte gesagt, was vom Menschen her, d. h. vom Nur-Menschlichen her gesagt werden kann.

Insofern ist Wiecherts Roman ein überzeugender Beweis, daß das Leidproblem, die Frage nach dem Sinn und der Überwindung des Leids vom rein Menschlichen her nicht gelöst werden kann. Den andern Weg aber, den einzigen, der eine Lösung, ja die Lösung verspricht — er selbst gesteht dies dem jungen Theologen in seiner segenspendenden Wirkung unter den Notleidenden —, glaubt er ausschlagen zu müssen. Auch hier ist Wiechert ein Kündler eines Teiles der Menschheit, nämlich der an einem „grausamen“ Gott irregewordenen Herzen.

Warum aber wehrt sich die Menschheit gegen diesen Weg einer Deutung von Gott her, oder genauer gesagt, gegen den Weg, auf dem der Christ dem Leid begegnet bzw. ihm begegnen soll? Sie wehrt sich, glaubt sich wehren zu müssen um der Wahrheit willen. Umgekehrt: Warum haben Christen aller Zeiten eben für diesen Weg ihr Herzblut geopfert? Um der Wahrheit Zeugnis zu geben. Die daraus entstehende Frage: Was ist Wahrheit? d. h. in diesem besonderen Fall, inwiefern gibt die christliche Lehre nicht eine auf illusionistischer Grundlage aufgebaute Antwort, sondern die Antwort der Wahrheit, das soll Gegenstand dieser Darlegung sein.

Hier soll daher zu der Leidfrage nicht die Antwort des für die Wahrheit Zeugnis ablegenden Geistes gegeben, sondern die Antwort des Herzens versucht werden. Die Leidfrage ist ja zunächst nicht eine Frage des Verstandes, sondern eine, die aus dem Gemüt des Menschen stammt. So ist auch die Anklage Wiecherts vor allem die des Herzens, und wo das Herz anklagt, ist auch das Herz zur Entgegnung gerufen.

So soll daher zunächst einmal das Herz des Christen hinausgeschickt werden in die mannigfaltigen Bezirke des uferlos strömenden Leids: auf die breiten, endlosen Elendsstraßen der obdachlosen Masse, die, auch innerlich heimatlos, hungernd und frierend, die Bürde ihrer letzten Habseligkeiten einem immer wieder neu zu suchenden, nie endgültigen Ziel entgegenschleift; auf die Fluchtwege der zerrissenen Familien, auf denen der Frontsoldat zuerst mit der Sehnsucht jahrelangen Wartens dahingeeilt war und die er nun wieder zurückirrt, hinein in ein zerstörtes Schicksal, mit einem zerbrochenen Blick, seit er in die Trümmer seines „Daheim“ und auf die umgestürzte „Lebensruhe“ des Massengrabes seiner Lieben gestarrt; auf die Pfade der heimatsuchenden Jugend, für die das „Organisieren“ der primitivsten Existenzmittel Ziel und Traum und Maßstab ihres elternlosen, schweifenden Daseins geworden; auf die Feldwege, wo der entstellte Krüppel die blinden Augen ins Leere bohrt, um einen vor den Blicken der Freunde bergenden

Zugang zu seinem Dorf zu finden, oder das geschändete Mädchen auf der Suche ist nach dem stillen Weiher, der für immer die Wunde ihres Leibes und die noch größere ihrer brennenden Seele zudecken soll; auf die Feldraine an den Stacheldrähten der Gefangenenlager, wo die von Lager zu Lager pilgernden Mütter ein aufmerksames Ohr für ihre heiser gewordene, ewiggleiche Frage erhaschen wollen; auf die sturmgewohnten Zeltplätze der Gefangenen, die sich wundsehnen nach einer Möglichkeit, ihren aus der Heimat vertriebenen Lieben ein Zeichen zu geben; auf die staubigen Parkwege, wo Frauen ihre Männer verrieten, Mädchen ihre Ehre verkauften, um den Hunger zu stillen und sich das Glück zu erraffen; auf die kotigen Gassen, die zur Schenke führen, wo der erschrocken begrüßte, unwillkommen Heimgekehrte sich ein ewiges Vergessen als einzigen Ausweg erschleichen will und Gott flucht, weil er an Treue geglaubt hat.

Nach all diesen Begegnungen wird das Herz inne werden, daß es zwar viele Reiche des Leids durchwandert, aber überall nur an seinen Pforten war, ohne in seine innerste Kammer, in sein tiefstes Grauen geschaut zu haben, dorthinein, wo die Qual das Laster zu Hilfe gerufen oder die Seele, am Rande des Tragbaren angelangt, in die Nacht des Wahnsinns abgestürzt ist. Nach all diesem wird das auf solche Fahrten entlassene Herz eine zweifache Erfahrung feststellen: einmal, daß es nie ans Ende kommen wird, d. h. daß weder irgendeine Zeit noch irgendein Raum ist, wo es haltmachen und, müde geworden, seine Erfahrungen abschließen könnte, sondern daß das Leben nirgends so reiche und schöpferische Einfälle hat wie dort, wo es zum Schlag gegen den Menschen ausholt; und zum andern, daß das Leid, zumal das seelische Leid, nicht nur gleichzeitig in mehrfacher Gestalt ein und denselben Menschen anfallen, sondern ihn auch in einer Abgründigkeit treffen kann, die die innersten Herzkammern zerstört und den Lebensnerv freilegt. Und dies geschieht meist da, wo der Mensch nicht an einem andern Menschen oder an einem „Schicksal“, sondern an sich selber zerbricht, an seinem Grenzerlebnis, oder dort, wo das Leid in eine Intimsphäre einblutet, in der auch der erlösende Aufschrei der Klage in einem verbergenden, einsamsten Schweigen geopfert werden muß und so die ganze Schwere der Fracht ungeteilt auf den Seinsgrund niederdrückt, ihn manchmal erdrückt.

Erst wenn diese Erfahrungen innerstes Erlebnis geworden sind, wenn sein Herz unter ihnen aufgeschrien hat, wenn sie ihm so nahe kommen, daß sie zu seinem eigenen Leid geworden sind, wird der Christ reif für die innere Leidbegegnung, für die echte Hilfe.

Es muß leider gesagt werden, daß es bei manchen sogenannten Christen schon an dieser wesentlichen, unerläßlichen Voraussetzung fehlt, dem Leid-erlebnis. Die Ursache liegt manchmal in einer bis zur Ausschließlichkeit übersteigerten Sorge für die eigene Familie, so daß kein innerer Raum mehr ist für die Not der andern, manchmal auch in dem Verhaftetsein in einem eigenen schweren Leid. Im ersten Fall wird zwar die Not gerade noch an

der Peripherie gesehen oder etwas sensationell bejammert und weitererzählt; im zweiten Fall dient sie als repräsentative Folie für die stete Betonung des eigenen Leids oder als willkommene Entschuldigung für das Verliebtsein in sich selbst. In beiden Fällen aber und überall da, wo das echte innere Leiderlebnis im obigen Sinne fehlt, weil man durch kein oder zu viel eigenes Leid gleichgültig ist gegen das fremde, ist die echte christliche Antwort und Hilfe nicht möglich, selbst wenn sie äußerlich um des Scheines willen oder unter einem gewissen Druck — weil man als anständiger Mensch oder Christ nicht anders kann — geleistet wird. In solchen Fällen haben Nietzsches Worte über die Nächstenliebe, die man besser eine „Fernstenliebe“ nennen solle, einen berechtigten Ansatzpunkt.

Von hier aus fällt ein richtunggebendes Licht auf den Weg, der die entscheidende Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Leids und den Möglichkeiten seiner Überwindung bietet: Es ist der Weg der Liebe, der Weg der Liebe zu den Menschen, der Weg der Liebe zu Gott.

Wenn das Herz des Christen erst einmal wach ist für die Not der andern, nicht nur in ausgeruhten Augenblicken oder in gehobener Feiertagsstimmung, sondern in allen Stunden eines überlasteten Alltags, dann wird es über ein manchmal verletzendes „Mitleid“ hinaus in einer echten compassio ganz von selbst die große Liebe zu den Menschen lernen, die Agape. Im Gegensatz zum Eros, der nach dem Sein des andern greift, um es an sich zu ziehen und sich in ihm zu vollenden, vermag sie es, mit ihrem selbstlosen, heilswilligen Blick die Wunde des andern zu erkunden, sie mit zarten, behutsamen Händen zu pflegen und schließlich dem andern zur selbständigen eigenen Seinsvollendung zu verhelfen. Eine solche Liebe aber, wenn sich ihr das Herz einmal ganz und mit ungeteilter Hingabe erschlossen hat, ist auch dem Leid von heute, wenn schon nicht in seinem Ausmaß, so doch in seiner Tiefe gewachsen: „Stark wie der Tod ist die Liebe. Naht er, so widersteht ihm keiner — er begegne ihm mit welchen Künsten und Heilmitteln er will —, nichts und niemand bricht sein heftiges Wüten. So vermag die Welt nichts gegen das Ungestüm der Liebe: ist er übermächtig, zu verschlingen, ist sie es, zu heilen“ (Augustinus). Diese Liebe ist kundig und findet die Spur, auch wo keine Pfade mehr sind, und da sie Gott zu ihrem Anwalt hat, gedeihen ihr Mittel selbst da, wo im allgemeinen die menschlichen Mittel aufzuhören pflegen. Man lasse sich nur einmal von den vielen vergangener und jetziger Zeit, die ihr Leben ganz in den Dienst dieser großen Liebe gestellt haben, das Herz weit und frei machen für all die Segnungen und Wunder, die schenkende Menschen begleiten. Ist es doch eine alte und immer neue Erfahrung, daß gerade bei denjenigen, die am meisten weggeben, sich wieder neue Schätze und Kostbarkeiten wie um verlässige Zufluchtsstellen sammeln. Zwei Dinge freilich gehören zu diesem echten Schenken: die unbedingte Selbstlosigkeit, d. h. das Freisein von jeder Berechnung, auch von der Spekulation auf Anerkennung, und die uneingeschränkte Bereitschaft zum

Opfer. Hier fällt die Entscheidung über die Echtheit unserer Liebe und damit über die Echtheit unseres Christentums.

Und trotzdem gelingt die Beseitigung der Not und des Elends damit noch nicht. All die weitverzweigten, großzügigen Hilfeleistungen der Caritas und die heroische Hingabe so vieler einzelner Menschen scheinen wie ein Tropfen im Meer zu versinken. Völlig hilflos scheint diese Liebe vor allem gegenüber dem seelischen Leid. Während ihr Versuch der Leidbeseitigung bei der physischen Not nur an der Überfülle scheitert, kommt hier noch die subtile Art des Leids erschwerend hinzu. Die stets ganz andere, nicht übertragbare Verlagerung jedes seelischen Leids sowie der jeweiligen grundverschiedenen Leidsituationen in der persönlichen Struktur des Leidenden, in seinen Umständen, seinem Milieu und damit in all den vielen zusammenwirkenden Faktoren machen eine durchgreifende Hilfe, wie sie beim physischen Leid doch verhältnismäßig oft gegeben werden kann, hier nur schwer möglich, da sie nicht, wie bei jenem, ursächlich heilen, sondern nur die Wirkungen hindern kann, und auch diese nur in bescheidenem Maß, ja in einer Vielzahl von Fällen überhaupt nicht. Wahre Hilfe setzt hier eine noch viel höhere Entwicklungsstufe der Liebe voraus, eine Liebe, die in Ehrfurcht vor dem Leid des andern zu schweigen und zu warten versteht, die erst das Innenreich des andern betritt, wenn dieser ihm die Pforten aufgetan hat, und die ihn auch dann nicht mit Trost „überfällt“ oder innerlich vergewaltigen will. Es setzt dies viel psychologische Erfahrung, menschliche Vornehmheit, vor allem aber eine habituelle Güte und seinsmäßige Liebe voraus. Nur das einfache, wesenhafte Ausstrahlen eines von der Liebe durch und durch erleuchteten und durchglühten Herzens wird hier lindern, wenn auch nicht heilen können. Während beim physischen Leid noch das bloße Tun der Liebe genügen kann, erfordert die seelische Not ein Sein in der Liebe, die Liebe selbst.

Was ergibt sich nun daraus? Zunächst, trotz all der vielen Möglichkeiten der Hilfe, die Unmöglichkeit der Leidbeseitigung und die Unzulänglichkeit der Leidüberwindung, also zunächst das gleiche wie in Wiecherts Roman. Dann aber erhebt sich eben daraus die Frage nach einer übermenschlichen Hilfe und die noch brennendere Frage nach dem Sinn des Leids. Die völlige Unzulänglichkeit der menschlichen Hilfe treibt den Menschen zur Ausschau nach anderen, reichlicher fließenden Quellen. So gelangt der Christ zu den echten ursprünglichen Quellen aller Hilfe, zu denen seines Gottes. Er weiß nicht nur, daß sein Gott auch da helfen kann, ja gerade da helfen will, wo keine menschliche Hilfe mehr möglich ist, wo alle Tore verrammelt, alle Ausblicke versperrt sind, sondern er hat es auch erfahren und erfährt es immer wieder, an anderen und an sich selbst, daß Gott hilft, und daß, wenn er dem Menschen ein Leid abnimmt, er es auf eine göttliche Weise tut, auf eine in zweifacher Hinsicht göttliche Weise: göttlich in ihren Segenswirkungen, aber auch oft göttlich in der ganz anderen Art, als sie der Mensch er-

wartet, so daß dem Menschen gerade durch die Göttlichkeit der Hilfe (da er sie in seinem nur ausschnittweisen Sehen und endlichen Denken nicht zu begreifen vermag) zunächst scheinbar ein noch größeres Leid geschieht, bis schließlich der Mensch für den Segen dieser Hilfe reif geworden ist.

So darf das schwere Wort gewagt werden: Das Leid ist Gnade. Auch der Tod des liebsten Menschen ist Gnade: der Tod des aus dem ersten Liebesglück gerissenen Gatten, der Tod des Lieblingssohnes der Mutter, in dem alle Hoffnungen der Familie lebendig waren und sich zu erlesener Frucht bereiteten. Ja, solcher Tod ist Gnade, nicht nur in einem übernatürlichen Sinn, als ein harter Opferweg des Überlebenden zur Sühne, zur Läuterung, zur Seinsvollendung, sondern auch Gnade als Geschenk in einem uns Menschen zugänglichen Sinn.

Als Erklärung hierzu sei zunächst die schlichte Aussage einer Frau unserer Tage wiedergegeben: „Wie sehr beneide ich die Frauen, deren Männer auf dem Schlachtfeld fielen, die ihr Liebstes zwar äußerlich opfern mußten, aber es innerlich dadurch so ganz behalten durften, daß es ihnen nun kein Schicksal und keine Macht mehr rauben kann.“ Es ist das Wort einer Frau, deren Mann aus einem erfüllten Eheglück auswanderte in so grauvolle und unaussprechbare Irrgänge, daß ihn aus seinem Abgrund nur noch Gott und die Macht einer alles opfernden Liebe retten kann. Dieses Wort ist wohl auch das der Mutter, welche die Qual um den innerlich verlorenen Sohn genau so heimlich und einsam — um einer letzten Ehre des Irrenden willen — vor den Tröstungen der Menschen retten muß. Die Gnade ihres Leids zu deuten, soll später versucht werden. Für jene andern aber, denen der Tod das Liebste geraubt hat, weisen die Worte jener Frau den Weg eines zwar sehr fragwürdig scheinenden Glückes, das aber doch bald seine ersten Blüten und Wunder entläßt. Welches Glück ist gemeint? Es gründet in dem Bewußtsein, daß hier eine Vollendung auf dem Höhepunkt des Daseins vor den räuberischen Zugriffen des Lebens für immer bewahrt geblieben ist, daß hier eine innigste Gemeinsamkeit gerettet wurde von aller Bedrohung, ja daß sie nicht einmal die Angst vor dieser berühren kann — eine Vollendung, die noch kein grober Alltag mit seinem Staub beschüttet hat, eine Vollendung, wie sie eben nur auf einem Höhepunkt gelebt werden kann, und die in ihrem reinen Glück vielleicht sehr bald in die Niederungen des Lebens gezerzt worden wäre —, daß sie aber in dieser nur einmalig dem Leben gewährten absoluten Höhe, in dieser strahlenden Vollkommenheit in die Ewigkeit eingegangen ist, also ewig dauern wird, jetzt in der innersten Gemeinsamkeit der Seelen, später in der Wirklichkeit des ganzen Seins.

Daß doch die Frauen und Mütter der Toten, die zu dieser Höhe liebender Erkenntnis vorgedrungen sind, mit der Mächtigkeit ihrer Seele auch die Gefährtinnen eines gleichen Schicksals hineinführten in dieses neue Innenreich, in dem die allerletzte Gemeinschaft mit dem geliebten Menschen zur Ewigkeit geweiht wurde, wo weder Raum noch Zeit mehr trennen, wo es zur Verständigung mit dem geliebten Menschen nicht mehr der Worte und

Zeichen bedarf, sondern dieser einfach da ist, immer und überall, mit einer Liebe, die, der irdischen Fesseln entbunden, allen Gedanken und Wünschen des Herzens innewohnt, ja ihnen zuvorkommt. Für diejenigen aber, über deren geliebten Toten bereits die schweren Gewitter des Lebens niedergegangen sind und die grauen Schatten der Schuld, einer da und dort verwundeten Liebe und gestörten Gemeinsamkeit zurückgelassen haben, wo das Du nicht mehr nur als die Erfüllung des eigenen Wesens ersehnt, sondern oft als das so schmerzlich andere Sein bis zur Bedrohung des eigenen Ich empfunden und nur noch ertragen wurde, für diese sind nun die trennenden Schranken gefallen, die irdischen Schatten getilgt, das innere Zueinander von allen Mängeln des Endlichen befreit, so daß jetzt nichts mehr gilt als das Du der Liebe und das Vertrauen des Herzens, dessen ganze Größe nun der Tote im Lichte des ewigen Gottes schauen und den noch Lebenden mit den Gaben der Ewigkeit segnen darf. Daß doch die Herzen wach seien für diese innersten Gnaden der in die Ewigkeit hinein Liebenden!

Was aber, wenn die Liebe in jene ganz andern Räume geschickt wird, wo alle Erfindungen des Grauens daheim sind, und wenn die von jahrelanger Suche entzündeten Augen nicht einmal wissen, ob sie das geliebte Herz in diesen Schluchten des Elends oder jenseits des Todes erfragen müssen, seitdem das furchtbare „Vermißt“ den Suchenden Tag und Nacht von der Hoffnung in die Verzweiflung stößt und dann in einem grausamen Spiel wieder neue Hoffnungslichter erweckt — eine Qual, wie sie einmal eine schweigsame, tapfere Bauersfrau, der zwei Söhne gefallen und die beiden andern als vermißt gemeldet wurden und von deren Lippen noch kein Wort der Anklage oder des lauten Jammers gefallen, auf eine Frage hin in dem schlichten Satz zusammenfaßte: „Es ist das Fegfeuer auf dieser Welt.“ Oder wenn dieses Schicksal die Braut anfällt, die nun vielleicht ein ganzes Leben lang umsonst Ausschau hält nach der Heimkehr des Verlobten, ahnend und doch ohne die schreckliche Gewißheit, daß dieser für immer heimgekehrt ist? Wenn das in alle Ferne schweifende Auge nur der heiße Wunsch abzulenken vermag, der Wunsch, selber das Leid des Geliebten tragen zu dürfen, oder wenigstens seine äußere und innere Pein lindern zu können? Ist hier noch Antwort möglich und wie heißt sie auf jene Frage, die in diesen Herzen aufgestanden ist und die vom Tag in die Nacht und wieder in den Tag begleitet, die Doppelfrage: Wo sollen wir suchen, wie können wir helfen?

Es ist ein Ort, wo diesen Vermißten begegnet, wo die Aufträge, Aussagen, Bitten, Wünsche und Zeichen, die Stimme ihres Herzens erlauscht und ihnen geantwortet werden kann: Dieser Ort ist das Herz Gottes selbst, und sein Zugang ist die große Liebe, die, alle Gesetze des Raumes und der Zeit überwindend, sieghaft die dunklen Nächte durchschreitet, die Dämonen entmachtet und über alle „Tragik“ hinweg liebt, bis sie den Vermißten gefunden hat und ihm begegnet im letzten Heiligtum einer Liebe, vor deren herrlicher Wirklichkeit selbst die Frage nach Leben oder Tod nicht mehr Untergang, sondern Pforte zu einer höheren Wirklichkeit der Liebe bedeutet, zu einer

noch innigeren, in Ewigkeit unzerstörbaren, endgültigen Liebesgemeinschaft. Einer solchen Suche, die in dem innersten Aufbruch ihrer Liebe Gott gerufen, werden aber auch alle Wunder seiner allmächtigen Liebe zuteil, die sichtbaren, und die noch viel innigeren, die nur im Herzen geschehen. Von da hebt auch das Tun dieser Liebe an, mit all seinen inneren Mächten: das Gebet, das Opfer, das sich stellvertretend für den geliebten Menschen vor den Herrn kniet, damit diesem die Opfergänge erlassen werden, die heimlichen Tränen, die um ihre Wandlung in stille Freuden für den andern flehen, die verzweifelt gerungenen Hände, in denen das eigene Leid zu Gott emporgehoben wird, daß er es vom andern nehme, die bereitwillig ertragenen Schauer der Einsamkeit und Verlassenheit, daß um ihretwillen in dem andern Herzen die innere Kraft und das Wissen um die mittragende Liebe gedeihe, bis alle Qualen dieses Fegfeuers gewandelt sind in kostbare heimliche Schätze, von denen der geliebte Mensch in der Ferne wunderbar lebt — und staunt, wieviel innere Segnungen zu ihm kommen, und Tränen der Freude weint, daß die Liebe über alle Fernen hinweg ihn so reich beschenkt und er in seligem Vertrauen auf die geheimen Mächte der Gnade die stillen Geschenke auf diesem immer zuverlässigen, jederzeit möglichen Weg glücklich lächelnd erwidert. Oder aber, ihrer nicht mehr bedürftig, sie für die Ewigkeit des Wiedersehens hütet, um aus ihnen die kostbarste Krone der Liebe zu bereiten.

Ist so Leid nicht Gnade? Gnade, als die reichste und tiefste Möglichkeit der Liebe, ihres innersten Opfern und Verschwendens, die Möglichkeit einer Verinnerlichung und Vollendung, einer Firnenweite der Liebe, wie sie die weniger leidvolle Lebenssituation nie gewähren könnte.

Noch aber ist jener Frau keine Antwort gegeben, die mit ihrer Aussage hineingeleuchtet hat in den Raum der Gnade, ohne ihn selber betreten zu können. Ihr gesellt sich die Braut zu, die in treuem Harren, an allen Werbungen vorübergehend, ihre in mühevoller Sorge und durchlittenen Schrecken gesammelten Kostbarkeiten bis zu der Stunde aufbewahrte, da der Erselinte kommen soll — und dieser kehrt zurück als verheirateter Mann mit einer fremden Frau, die ein Kind von ihm unter dem Herzen trägt. Hat nicht in diesen beiden Fällen das Leid die Liebe geschändet?

Diese Frage wird entschieden, einzig und allein entschieden von der Größe des Herzens und seiner Fähigkeit zur Gnade. Diese kann und wird überwinden, sie wird auch dieses Leid wandeln. Im ersten Fall durch den ununterbrochenen, heimlichen und heißesten Opferweg, der — wenn im andern noch eine letzte Ahnung von der Würde des Menschen lebendig ist — wie einst Monikas Tränen seine Umkehr vor Gott erbluten und so den in die Irre Gegangenen einmal vor diesem höchsten Wunder der Liebe in die Knie zwingen wird, ein Weg, dem sich Gottes schöpferische Liebe am unmittelbarsten verbündet. Und so wird er einmal die in leidenschaftlicher Reue verbrennende Liebe eines aus Abgründen Heimkehrenden erfahren, oder aber, wenn das verlorene Herz nicht mehr zu retten war, dann wird dieser

steile Weg — unter dem Geleit jener Frau, die „nicht mit dem Schwert in der Hand, aber mit dem Schwert im Herzen“ siegte — bei Gott selber ankommen und das innigste Mal seiner Liebe empfangen. In jenem andern Fall aber vermag das Opfer des Abschieds für den Treulosen die entscheidende Gnade des Lebens zu erbitten und so das zu vollbringen, was vor Gott und in der Ewigkeit allein über die Beziehung zwischen zwei Menschen entscheidet, nämlich, wieviel der eine geopfert hat für den Weg des andern zu Gott. Gleichzeitig aber wird dadurch der Tiefgang dieses Herzens ausgelotet für die echte Liebe eines andern Menschen oder für Gott selbst.

Was aber ist jenen Opfern zu sagen, denen der Krieg das menschliche Antlitz zerstört, die Schönheit ihres Leibes in ein Bild des Jammers verkehrt, die Hoffnungen ihres ersten Frühlings tödlich bereift und die heiligen Träume ihres jungen Herzens zertreten hat, denen das Leben für immer alles zerschlagen zu haben scheint, so daß ihre kraftvolle Männlichkeit nur die Schwere ihrer eigenen Bürde steigert und die Last der Sorge für ihre Umgebung? Hier hat als Antwort nur das Schweigen recht, das ehrfürchtige Schweigen, nicht das resignierende. Aber wo ist hier noch Gnade?

Und doch ist hier Gott selber unmittelbar am Werk, denn hier klafft eine der furchtbarsten Wunden der Welt. Aber welcher Sinn kann hier noch erfragt werden? Der höchste: daß die Liebe der andern offenbar werde an dieser Wunde, daß offenbar werde, was ein Mensch für den andern an Opfer und Hingabe vollbringen, inwieweit er sich selbst aufgeben kann nicht mehr aus der natürlichen Liebe der Geschlechter oder aus der Blutverbundenheit zwischen Mutter und Sohn heraus, sondern aus einer Liebe, in der der Mensch im andern das Antlitz Gottes grüßt, gerade da, wo es die Mächte der Finsternis zerstören wollten. Und so werden diese Menschen mit ihren Schicksalen zu den heimlichen Glutpunkten der Menschheit, wo das Leid am verzweifeltsten gegen die Liebe kämpft, und die Gott zugelassen hat, damit die Liebe ihre endgültigen Siege, ihre unüberwindliche Macht in die Geschichte der Herzen schreibe. Sie sind gesetzt als Prüfsteine der Liebe, zur Bewährung der andern, als die große Frage des liebenden Gottes an die Menschen: „Liebst du mich? Liebst du mich in diesem Menschen, dem das Antlitz zerschmettert und die Würde des Menschen geschändet wurde?“ Das Ja der Antwort überwältigt die Schicksale, schenkt ihnen Sinn, den Sinn: die Liebe zu rufen und sich von ihr rufen zu lassen.

Wie jedoch heißt die Antwort für jene Armen der Liebe, an denen das Glück der Liebe vorüberging, nur den Brand der heißen Sehnsucht nach ihr ihnen zurücklassend, ihr Herz damit versengend? Wie kann hier Gnade werden, wo nie Liebe erfahren wurde und doch so viel ungefragte Bereitschaft zu ihr da ist, daß das Herz sich krümmt unter der unverbrauchten Last? Bei ihnen scheint nicht mehr die Möglichkeit der vorhergehenden Leidgruppe zu gelten, die darin bestand, stille Leuchtfener menschlicher Liebes- und Opferfähigkeit zu sein.

Und doch ist sie in einem allerletzten Ausmaß gegeben, nicht in dem

passiven Sinn der empfangenden Liebe wie bei den andern, sondern im aktiven des Verschwendens der eigenen. Mögen sie in ihren verborgenen Tränen und bitteren Stunden die Leidbrunnen aller zertretenen und ungebetenen Liebe, den bitteren Ruf all derer vernehmen, denen der Brand der Triebe den Aufschrei nach echter Liebe auf die Lippen gepreßt, und so zu heimlichen Altären werden, auf denen die Opferlichter brennen für die von der Liebe Versmähten, bei denen es nicht jenes Leid ist, mit dem die Liebe zu lohnen pflegt, sondern das Leid derer, die sie aus Laune oder Verachtung gemieden, qualvoll die Ehre des gekränkten Herzens verlegend.

Ein Berufener hat das, worum es hier geht, einmal in folgendes Bild gekleidet: „...Ein junger Mann glaubte daran, daß auch die Völker ihre besonderen Schutzengel haben, und gern hätte er einmal den Engel seines eigenen Volkes gesehen. Der Grund dieses Wunsches lag darin, daß er mit dem Gang der menschlichen Dinge seine Gewissensnot hatte. Er sah z. B., daß allenthalben viel Unrecht geschieht, oft solches, das wirklich zum Himmel schreit. Das empörte ihn mächtig, und zuweilen dachte er, unter den Klageschreien derer, die das Unrecht erleiden, müßte das Gebäude der Welt einstürzen. Wie ist es möglich, daß es noch hält, rief er aus. Und eben deshalb hätte er gern den Schutzengel seines Volkes gesehen, damit ihm dieser das Unerklärliche einmal erkläre. Siehe da, eines Abends erschien ihm der Schutzengel seines Volkes und sprach zu ihm also: Ich will dir heute einmal zeigen, welche Menschen vor Gott als die Säulen der Welt gelten. Es gibt ihrer viele, die insgeheim das Gebäude der Welt tragen helfen. Die mächtigsten aber sind ihrer dreiunddreißig an Zahl. ... Jetzt aber komme mit mir, ich will dir die Säulen zeigen, welche die Welt tragen. ... Sie gingen und kamen an eine Hütte. In der Hütte saß ein buckliges Weiblein. ... Die arme Großmutter, sagte der Student, sie allein muß sitzend schlafen auf solchen Stühlen! — Es ist gar keine Großmutter, sagte der Engel, sie ist ja nicht einmal Mutter. ... Dieses bucklige Fräulein sehnte sich nach nichts so sehr als nach einem Kinde, und sie sagte immer bei sich selbst — denn hätte sie's andern gesagt, wäre sie ausgelacht worden —: Die ganze Welt gäbe ich für ein Kind! Die ganze Welt! — Eines Tages aber sprach Gott in ihr: Nein, umgekehrt, die ganze Welt soll dir ein Kind sein — und sie hat es beherzigt, und ihre Barmherzigkeit hat sie zu einer vielfachen Mutter gemacht. — Von ihr aber sagte der Engel: Es ist eine der dreiunddreißig mächtigsten Säulen, die die Welt tragen.“

Wer aber noch eine Frage zu tun hat, die aus einem Leid der Schuld stammt, der möge daran denken, daß Gott größer ist als die Schuld, und daß einmal das Wort von der *felix culpa* gesagt wurde, die im Leid die Segnungen der Sühne und Läuterung austeilt und die Größe eines gottnahen Verzeihenkönnens, die Weiträumigkeit einer Menschenliebe, die aus dem Ringen mit den eigenen Schwächen den andern liebevoll und geduldig aus ihnen heraushilft. An all diese Segnungen hat Gott nur eine Bedingung geknüpft: daß ein Mensch viel geliebt habe. Wer ein solches Schicksal auf

sich genommen, der vermag dann auch die großen Antworten zu geben, nicht die des Wortes, sondern die der eigenen Wunden und Narben seines geschlagenen Leibes und seiner durchgebluteten Seele.

„Die Geschenke der Gnade sehen niemals den Dingen gleich, die wir erbitten, sie sind viel herrlicher als die Wunschbilder unseres Herzens“, sagt Reinhold Schneider. Einen ähnlich tiefen Sinn kann man der Legende vom Rotkehlchen von Selma Lagerlöf ablauschen: Der kleine Vogel, der sich im Spiegel des Wassers beschaut, stellt fest, daß Gott ihn ganz unberechtigt „Rotkehlchen“ getauft hat, und will Gott auf sein Versehen aufmerksam machen. Wie oft meint nicht der Mensch, dies auch tun zu müssen! Gott entgegnet ihm, daß es nicht aus Vergeßlichkeit geschehen sei, und obwohl es für den Herrgott nur eine Kleinigkeit gewesen wäre, ihm die rote Farbe zu geben, tut er es nicht. Wie oft hadert der Mensch mit Gott, weil er auch ihm solche „Kleinigkeiten“ versagt! Nun müssen die Rotkehlchen diese Farbe selbst zu erwerben suchen, von Geschlecht zu Geschlecht, und keinem gelingt es; das eine erhofft es durch die Glut des Gesanges, das andere durch die Inbrunst der Leidenschaft, ein drittes durch den kühnen Mut des Blutes. Aber nie geschieht das Ersehnte. So resignieren sie. Die Parallele mit dem Menschen, der leidenschaftlich, aber umsonst um ein Gut gerungen hat, ist deutlich. Und dann geschieht das Wunder: In innigstem Mit-Leiden umflattert der späte Nachfahre das Haupt des Gekreuzigten auf Golgatha. Aber er möchte lieber ein Adler sein, um mit dem Schnabel die Nägel aus den Händen ziehen zu können. Die Trauer über seine Unfähigkeit jedoch wird übersiegt von der Liebe; so fliegt er hinzu und zieht einen winzigen Dorn aus der Stirne des Heiligen. Und da geschieht es, worauf sie alle gewartet, worum sie so lange vergeblich gerungen: ein Blutstropfen fällt auf die Brust des Vogels und färbt sie rot für immer und für alle Geschlechter, so daß von nun an die kleinen Vögel das rote Mal auf der Brust tragen. Und die Parallele: Läßt nicht auch Gott den Menschen manchmal ein ganzes Leben lang scheinbar vergeblich warten, und dann beschert er ein Wunder, so köstlich und schön, wie es die kühnste Sehnsucht des Menschen nie hätte erträumen können? Und es wird offenbar, daß nur um der Größe und Innigkeit der Gnade willen die Zeit des Wartens so lange sein mußte, so lang, bis die Reife erreicht war. Und auch da ist es nicht die große Tat des Menschen, um deretwillen Gott das Wunder gewährt, sondern die Echtheit des Herzens, die Größe der Liebe. Das Vöglein, das nicht helfen zu können glaubt, weil es kein Adler ist, und der Mensch, der sich ausgeschlossen wähnt von den großen Möglichkeiten der Hilfe, und der dann doch in einer echten Liebe das Wagnis setzt, beide werden überreich ausgezeichnet von dem Schöpfer, der sich in den Schwachen verherrlichen will. Bis aber ein solches Wunder geschieht, klagen die Menschen über den schweigenden „ungütigen“ Gott. So gehört auch die Geschichte von der flammenden Brust des Rotkehlchens, das einen Atemzug lang der Eingebung seiner Liebe gefolgt war und ihr mehr vertraut hatte als dem Bewußtsein seiner Schwäche, mehr als seinem

am Schöpfer irregewordenen Herzen, zu dem Auftrag des Leides an die Welt, zum Auftrag der Liebe.

So soll die Tatsache des Leids, des heute größten Leids in der Geschichte unseres Volkes dies eine Ergebnis rufen: eine Aussaat der Liebe, die noch größer ist als die Ernte des Todes, die noch heimlichere Tiefen erfaßt als die abgründigsten Wurzeln des Leids. „Ein neues Gebot gebe ich euch: Liebet einander! Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben“ (Joh. 13, 34). Von da aus können wir es vielleicht ein wenig verstehen, daß Gott das Leid geschehen läßt, damit die Liebe ihr Reich erhalte und das Zeichen ihrer Mächtigkeit und ihres Sieges über Leben, Tod und Gewalt in die Seelen der Menschen präge.

Zusammenfassend läßt sich sagen: Die göttliche Hilfe in der Leidfrage besteht also wesentlich darin, daß sie das Leid in Segen, in Gnade wandelt. Bei dieser Wandlung läßt Gott den Menschen schöpferisch mitwirken, d. h. er wirkt mit ihm zusammen das innere Wunder. Wenn der Mensch nicht will, geschieht es nicht. In dem Maße jedoch, in dem er mitwirkt, quellen die inneren Segensbrunnen.

Daß aber Gott das Leid nur wandelt, nicht beseitigt, es also stehen läßt, daß er es überhaupt entstehen läßt, mehr noch, daß er es zu wollen scheint und ihm in dieser Welt eine solche Endgültigkeit zugesteht, diese Tatsache ist für viele das große Ärgernis, aus dem heraus sie Gott anklagen, mit einem leidenschaftlich liebenden Herzen anklagen, aus einer großen Liebe zu den Menschen heraus. Denn alle Versuche, das Leid als Quelle der Gnade und höchste Möglichkeit der Liebe zu erklären, vermögen das leidgetroffene Herz nicht zum Schweigen zu bringen, vermögen es höchstens zu beschwichtigen, daß es nicht in wildem Aufruhr aufsteht wider den Gott, der das Leid verschwendet.

Und so muß auch der Christ in einem allerletzten Aufbruch der Suche sich mit dem Warum und einer endgültigen Sinngebung des Leids weitermühen. Es liegen zwar viele mehr oder weniger befriedigende Antworten auf den Gemeinplätzen allgemeiner Erklärungen bereit. Anstatt mit diesen zu ermüden, sei einfach auf zwei menschliche Verkörperungen einer bis zur letzten Konsequenz gelebten Antwort hingewiesen: auf Job und Christus. Beide Gestalten sind eingetaucht in ein Übermaß von physischem und seelischem Leid, das bei Christus in der Gottverlassenheit am Kreuz einen absoluten Höhepunkt erreicht. Im ersten Fall hat Gott das Leid zugelassen, im andern sogar gewollt. Ja, er hat seinen eigenen Sohn, mit dem er in ewiger Liebe verbunden ist, in das tiefste überhaupt mögliche Leid geschickt. Von hier aus erhält das Warum — nun nicht wie bisher vom Menschen aus, sondern von Gott her — seine letzte Antwort:

Gott denkt groß vom Menschen und will ihn zur Größe erziehen. Und deshalb will er den Menschen nicht vergewaltigen, ihn nicht zu seinem Sklaven machen, der nicht anders kann, als ihm dienen. Er will die Hingabe

seines Geschöpfes nicht als Ergebnis eines Zwanges, sondern als Geschenk seiner Freiheit. Er weiß, daß der Mensch im Bunde mit ihm nicht nur gegen Versuchungen, sondern gegen den Bösen selbst gefeit ist. Und so spannt er den Menschen hinein in den Entscheidungskampf, nicht aus Freude an seinem Ringen, sondern aus dem Willen, den Menschen selber mitwirken zu lassen an seiner Vollendung, für die ihm der Herr ein unaussprechliches Glück bereitet hat. Aber Gott ist gerecht, und er läßt die, die er erwählt, wie Job erproben und läutern in allen Stürmen des Leids und schenkt erst nach der Bewährung ewige, unendliche Freuden.

Und Christus? Christus sollte durch das Leid unsere Erlösung erwirken, eine Erlösung nicht vom Leid, sondern durch das Leid. Und so hat es Christus angenommen, auf sich genommen, um es in allen seinen Formen zu weihen, zu heiligen und ihm einen großen Sinn zu geben, den der Sühne, des Opfers, der tiefsten und allerletzten Möglichkeit der Liebe. Dies ist der christliche Sinn des Leids vom Menschen her gesehen. Von Gott her gesehen aber sollte das Leiden Christi, das menschlich gesprochen die tragischste Katastrophe eines Einzelnen in der Weltgeschichte darstellt, den Beweis erbringen, daß die Entscheidungen dieser Welt nicht die endgültigen sind, daß diese nicht vom Menschen gefällt werden, sondern von dem höchsten, vollkommensten Wesen, von Gott, der die Menschen wohl von Menschen verurteilen läßt, aber nur, um dadurch ihnen und an ihnen die Würde des Menschen, seine innere Freiheit darzutun und ihn so reif und fähig zu machen für die ewige Herrlichkeit seiner Entscheidung. Daß diese nicht das Phantom einer edlen Konstruktion oder ein illusionistischer Fluchtweg für die Schwachen ist, die sonst das Leben nicht zu ertragen vermöchten, zum mindesten nicht so aufrecht zu ertragen vermöchten, wie es Wiechert von seinem Jons Ehrenreich verlangt, dafür zeugt die Auferstehung Christi von den Toten, durch die Gott die letzte Endgültigkeit und absolute Zuständigkeit seiner Entscheidung in die Welt hineingesprochen hat.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß Wiechert — er ist ja hier der Vertreter ehrlich suchender Menschen, denen die Frage nach dem Leid und nach Gott die Seele aufreißt —, daß Wiechert diese Sinngebung des Leids zwar als trostreich, aber nicht als wahr anerkennt, weil er die Wahrheit ihrer Grundlage in Abrede stellt. Er gibt jedoch keinerlei Grund, geschweige denn einen Gegenbeweis hierfür an. Daß er die christliche Lösung nur als Illusion zuläßt, ist daher bei ihm vielleicht weniger das Ergebnis einer wissenschaftlichen Erwägung als vielmehr das seines Herzens, seiner Liebe zu den Menschen, die den „grausamen“, dem Menschen feindselig gesinnten Gott anklagt. So soll auch hier die Antwort vom Herzen her gegeben werden, ja sie kann im letzten nur daher kommen. So überzeugend, so logisch zwingend alle Beweisgründe für den Sinn des Leides von Gott her und für seine endgültige Überwindung von Christus her sein mögen, wenn sie nicht das Herz treffen, wird sich dieses dagegen aufbäumen und anklagen, so leidenschaftlich und furchtbar, wie es Wiechert getan. „Das Leid ist ein heiliger

Engel, und durch es sind Menschen größer geworden als durch alle Freuden dieser Welt“, sagt zwar Adalbert Stifter, und gibt so dem Leid die große Deutung vom Sittlichen her; aber auch sie ist endelegt unzulänglich.

Und so ist auch hier die letzte, einzige Antwort auf die Anklage des Herzens: die Liebe, in diesem Fall nun die Liebe zu Gott, die Liebe zu eben diesem Gott, die auch da liebt, wo sie nicht versteht und begreift, die nur mit der Sicherheit der Liebe weiß, daß dieser scheinbar grausame Gott es unbedingt gut mit ihr meint, am besten und viel besser als die Menschen, die sich mühen, ihr das Leid abzunehmen. Es ist jene höchste Liebe, aus der das Buch stammt, in dem der Gläubige und Ungläubige seine Probleme als eine einzige leidenschaftliche Frage an Gott wiederfindet, aber auch die Antwort des suchenden, liebenden Herzens; wir meinen das Buch „Der Mensch Job redet mit Gott“. In seinem Vorwort heißt es: „Der Mensch Job ist der mühselige und beladene Mensch; er ist der fragende Mensch, der die Welt begierig und bange durchforscht und sich immer wieder zitternd vor dem Unbegreiflichen findet. Er steht vor dem Lichte Gottes, und es ist ihm wie Finsternis, so unbegreiflich. Er ringt um das Gute und fühlt sich dem Bösen verfallen. Er liebt die Engel Gottes und muß doch immer wieder sehen, daß der Dämon vor Gottes Angesicht steht. Aber wenn er je und je das Wort der Liebe gefunden hat, dann wird das allemal sein letztes Wort. Sobald er in das Schweigen der Liebe eingeht, wird es auch in ihm still.“

Es gilt hier das Wort Pascals: „Le coeur a des raisons que la raison ne connaît pas — Das Herz hat Gründe, die die Vernunft nicht kennt.“ Diese Gründe geben die tiefste Antwort auf das Leidproblem. Ist es nicht schon bei der menschlichen Liebe so, daß der Mensch, der echt und tief liebt, sich danach sehnt, seinen Glauben an den geliebten Menschen zu beweisen — und doch ist hier durch das Nur-Menschsein des geliebten Wesens immer noch die Möglichkeit eines tatsächlichen Sich-Irrrens gegeben. Und bei Gott, dem Absoluten, dem wir, wenn unser Gottesbegriff wahr ist, die höchste Vollkommenheit, also auch die Vollkommenheit in der Güte und die Vollendung in der Liebe zugestehen müssen, werden wir irre, weil er der ganz andere ist, der nach anderen, größeren, ewigen Gesetzen denkt und liebt und uns deshalb nicht ein fragwürdiges endliches Glück, sondern das vollkommene einer Ewigkeit zuteilen will. Der Grund unseres Irrrens liegt nicht bei Gott, sondern in uns selbst, in der Unzulänglichkeit unserer Liebe zu ihm. „In der Liebe liegt alles“, dies gilt auch hier. Der Mensch, der Gott liebt, wird in seiner Liebe zu ihm und in der übergroßen, von Gott her strömenden Liebe die Antworten auf alle Fragen finden, wie es eben das Wesen der echten Liebe ist, daß sie liebt und vertraut, auch da, wo es die andern nicht mehr tun, und verteidigt, wo die andern anklagen — bei der Liebe zum Menschen wieder ein Risiko (das dennoch viele große Liebende auf sich genommen), Gott aber, dem Absoluten, gegenüber kein Wagnis, wenn auch der Sprung eines ganzen Lebens in die göttlichen Dimensionen. Von

ihnen geweitet, geformt, immer tiefer hineingetragen in die übermenschlich großen Liebesgesetze eines Gottes, erhält auch für sie das Leid einen ganz neuen, in einem letzten Innenreich der Seele beheimateten Sinn: das Leid als der große Liebesweg des Menschen zu Gott.

Das Leid als den Liebesweg zweier Menschen zueinander haben die größten Dichter aller Völker und Zeiten besungen. Das Leid als den Liebesweg des Menschen zu Gott haben die großen und heiligen Menschen aller Völker und Zeiten gelebt. Weil sich aber dieser Liebe auch der Reichtum Gottes, seine Liebe zu den Menschen mitteilt, so waren diese Menschen auch immer die größten Liebenden der Menschheit, ihre verschwenderischsten Wohltäter. So wird die unbegrenzte, in göttliche Dimensionen getauchte Leidfähigkeit ihrer Liebe zum Segen für die ganze Menschheit, in dem sie das Leid ersöhnen als Sühne, als Opfer für die, die es nicht tragen können, und um durch das Äußerste an eigenem Leid Zeugnis dafür abzulegen, daß der Mensch ein Übermaß an körperlichem und seelischem Leid nicht nur aushalten, sondern gerade darin seine höchste menschliche Vollendung erreichen kann, wenn er die Liebe seines Gottes ernst genommen hat und wenn die Kündigung dieser Liebe, ihrer Segnungen und ihrer leiderlösenden Wunder zum innersten Anliegen seines Herzens geworden ist.

Um diese Haltung zu ringen und aus ihr heraus die große und kleine Leiderfahrung des Alltags in Begegnungen des Menschen mit dem ewig liebenden Gott zu wandeln, das war und ist, heute zumal, die Sendung des Christen. Es ist die Sendung der großen Liebe.

Zur Art- und Rassengeschichte des Menschen

Von FELIX RÜSCHKAMP S. J.

Zwei grundverschiedene Entwicklungsvorgänge kennzeichnen die Geschichte der Lebewesen: der aus inneren (endogenen) Ursachen gerichtet (orthogenetisch) verlaufende Prozeß einer Weiterentwicklung von Stufe zu Stufe, vergleichbar den Altersstufen der Individuen, und die auf jeder Stufe arbeitende Aufspaltung der Arteinheit durch Rassenbildung. Diese beruht im wesentlichen auf einer durch Auslese gesteuerten Variabilität und bewirkt die Anpassung an verschiedene Lebensräume, Lebensbedingungen und Lebensweisen. Je verschiedener und abgeschlossener die einzelnen Lebensräume sind und je länger die Isolation andauert, desto auffälliger werden die Rassenunterschiede. Die durch künstliche Isolierung und Auslese (Zuchtwahl) erreichte Formenmannigfaltigkeit unserer Nutzpflanzen und Nutztiere zeigt am deutlichsten die Fähigkeit der Organismen zur Rassenbildung. Gleichsinniger (progressiver) Wandel der Erscheinungsform und unterschiedliche (divergente) Spezialisierung durch Rassenbildung kennzeichnen die Art-